

Narrative Positionsbestimmungen des Menschen als philosophische Rekonstruktions- und Erweiterungsversuche des menschlichen Selbstverständnisses

A)

Vielen Dank, dass ich heute als gewissermaßen Disziplinfremde meine Überlegungen zu Möglichkeiten und Problemen der narrativen Rekonstruktion und Erweiterung des menschlichen Selbstverständnisses vorstellen darf. Ich habe in der letzten Zeit, in der ich mich auf den Vortrag in dieser Sektion vorbereitet habe, festgestellt, dass ich diese Narrative,

um deren Bedingungen in epistemologischer Hinsicht,
um deren Funktionieren in phänomenologischer Hinsicht,
und um deren Pragmatik in sozialphilosophischer Hinsicht,

dass ich diese Erzählungen, um die es mir heute gehen soll, vielleicht besser „philosophisch interessant“ als „philosophisch“ hätte nennen sollen – insbesondere mit Blick auf die sich etablierende Trennung zwischen „Philosophischer Anthropologie“ als Paradigma und „philosophischer Anthropologie“ als Disziplin.

Nachdem aber die Positionsbestimmung des Menschen gegenüber oder in der Natur ein legitimes Anliegen der philosophischen Anthropologie – ob nun mit kleinem oder großem p geschrieben – ist; und nachdem die Quellen, die dafür innerhalb der philosophischen Forschung herangezogen werden können, vielfältig sein dürfen, was ihre disziplinäre Provenienz anbelangt, wage ich heute, mich für Beiträge zu interessieren, die über das, was klassischerweise in wissenschaftlichen und/oder philosophischen Diskursen generiert wird, hinausreichen: hinausreichen in den Bereich der Vorstellungswelten, den Bereich, wo die Anthropologie im Wortsinn das wird, was die Rede, die Erzählung vom Menschen ist.

Ich möchte Narrative, Erzählungen, Geschichten als Mediationen des menschlichen Selbstverständnisses auffassen und etwas dazu sagen, warum und wann sie funktionieren und auch wie es um ihren Wahrheitsgehalt bestellt ist – und ich verwende diese Begriffe austauschbar.

Mit Mediation meine ich, dass Menschen sich *mittels* Narrativen, Erzählungen, Geschichten eine Vorstellung von sich selbst (als Person, als Art) machen (können).

Mit Narrativ ist gemeint: alles, was der Form nach einer raumzeitlichen Logik folgt und die Repräsentation einer Situationsbeschreibung aus menschlicher Perspektive erkennen lässt. Die Integration von menschlichen Handlungen und/oder Handlungsmöglichkeiten ist kein notwendiges, aber ein hilfreiches Moment einer Geschichte; hilfreich insofern Erzählungen vom Menschen innerhalb des Naturganzen, darauf abzielen, dass der Mensch sich das jeweils dargestellte Selbstverständnis wertend und handelnd zueigen macht – d. h. diese normativen Entwürfe warten irgendwo auf eine normative Antwort.

Es sind also Erzählungen, die sich auch als philosophische Gedankenexperimente bezüglich der menschlichen Natur und des menschlichen Zusammenlebens verstehen lassen, die mich interessieren. Typischerweise äußern sie sich zu Artspezifika wie Sprache, Gesellschaftsorganisation, Kulturtechnik und Reproduktion im Kontext der Naturgeschichte.¹

Um diese Geschichten jedoch als relevanten Beitrag zu einer philosophischen Interpretation der Stellung des Menschen innerhalb der Natur aufgrund seiner Natur begreifen und nutzen zu können – und nicht etwa als Science Fiction oder unambitionierte Lifestyle-Programmatik – macht es Sinn, den Zusammenhang von Normativität und Narrativität deutlicher darzustellen. Dabei wird sich herausstellen, dass die philosophische Anthropologie in Narrativen ein Medium hat, um an die lebensweltlichen und nicht wissenschaftlichen Anthropologien, wie Christian Thies² sie nennt, anschlussfähig zu bleiben.

¹ Beispiele dafür gibt es zahlreiche: Aus einer bestimmten Perspektive ist der Prototyp eines solchen philosophischen Gedankenexperiments in der platonischen *Politeia* zu sehen; entsprechend schließen, zum Teil in guter, zum Teil in schlechter Manier die sozialutopischen Erzählungen hieran an. Unter einem erweiterten Blickwinkel dürfen aber auch neuere, so genannte Doku-Fiktionen in dieser Tradition gesehen werden (Vgl. bspw. Nicholas J. Conard/Jürgen Wertheimer, *Die Venus aus dem Eis. Wie vor 40 000 Jahren unsere Kultur entstand*, München 2010); wissenschaftlich informierte und zugleich radikal phantastische Erzählungen wie Dietmar Daths *Die Abschaffung der Arten*, Frankfurt a.M. 2008, sind ein besonders spannender Testfall für die philosophische Reflexion. Aber auch schon Programme jener Art, in denen Wissen vom Menschen mit Blick auf ein gesellschaftliches Ziel handlungsrelevant kommuniziert wird – vom sozialtechnischen Plan bis zum künstlerischen Manifest – lassen sich im Zweifel dieser Kategorie zuordnen.

Tatsächlich besteht ein Problem dieses Ansatzes daran, dass nicht ausgemacht ist, was letztlich alles in der Lage ist, eine Erzählung zu repräsentieren; es ist vorstellbar, dass diese Repräsentation auch über andere (ästhetische) Ausdrucksformen funktioniert, als über die schriftliche oder mündliche Überlieferungen dessen, was wir als sprachlich verfasste Kommunikationen einer Gesellschaft verstehen können.

² Christian Thies, *Einführung in die philosophische Anthropologie*, Darmstadt 2004, S. 12f.

B.

“All a storyteller can do, qua storyteller, is describe particular events and optionally float unverifiable conjectures as to their causal relations, whereas genuine explanations justify a hypothesis about types of events and their correlations by means of statistical evidence.”³

Mit diesem Verdikt beschließt Paisley Livingstone seine Ausführungen zum Zusammenhang von Narrativen und Wissen und er ist mit dieser skeptischen Sicht nicht alleine. Seit unter anderem durch die Arbeiten von Alasdair MacIntyre – ich denke hier an seine wissenschaftstheoretischen Ausführungen zum Zusammenhang von dramatischen Narrativen und epistemischen Krisen⁴ – oder von Charles Taylor mit seiner These vom Menschen als eines self-interpreting animal⁵, vor allem aber – um mit Stephen Toulmin zu sprechen – durch die Abwendung von als zu rationalistisch und reduktionistisch empfundenen Methoden in der Philosophie und in den Kulturwissenschaften das Interesse an der Rolle und heuristischen Kraft von Erzählungen gestiegen ist⁶, tobt ein Streit um die Frage, ob Erzählungen überhaupt in einem relevanten Zusammenhang mit Wissen und Wahrheit stehen oder ob damit dem Irrealismus das Wort geredet wird.

Deswegen würde ich gerne mit meinen ersten Ausführungen zum epistemischen Gehalt von Narrativen einen Punkt deutlich machen, der am Ende banal erscheinen mag, der jedoch aufzeigt, dass dieser Streit tatsächlich weitestgehend überflüssig ist.

³ Paisley Livingstone, „Narrativity and Knowledge“, in: *The Journal of Aesthetics and Art Criticism*, Sonderheft *The Poetics, Aesthetics, and Philosophy of Narrative*, Vol. 67 No. 1 2009, S. 29.

⁴ Alasdair MacIntyre, „Epistemological Crises, Dramatic Narrative, and the Philosophy of Science“, in: Gary Gutting (Hg.), *Paradigms and Revolutions. Appraisals and Applications of Thomas Kuhn's Philosophy of Science*, Notre Dame, Indiana/London, 1980, S. 54-74

⁵ Charles Taylor, „Self-interpreting animals“, in: ders., *Human Agency and Language. Philosophical Papers I*, Cambridge u.a. 1985, S. 45-76.

⁶ Stephen Toulmin, *Kosmopolis. Die unerkannten Aufgaben der Moderne*, Frankfurt a.M. 1991, S. 299-309.

I.

Ich hatte gesagt, dass alles, was der Form nach einer raumzeitlichen Logik folgt und die Repräsentation einer Situationsbeschreibung aus menschlicher Perspektive erkennen lässt, als Narrativ zu verstehen ist. Aus menschlicher Perspektive bedeutet mit David Carr: „human experiences, actions, and sufferings, including the human activity of projecting meaning onto or finding meaning in physical or other events.“⁷ Aus menschlicher Perspektive kann oder muss also auch bedeuten: aus normativer Perspektive.

Nun hatte aber Livingstone gesagt, dass wir damit nur zu haltlosen Beschreibungen von möglicherweise marginalen Einzelfällen gelangen. Geschichtenerzähler qua Geschichtenerzähler könnten nur nicht verifizierbare Spekulationen liefern – Beweise, Evidenz, sicheres Wissen von Zusammenhängen, die für unsere Handlungen relevant sein können, erhalten wir durch Statistiken. Mir scheint, dass mit dieser Einschätzung das Kind mit dem Bade ausgekippt wird und dass die Rolle, die Geschichten bei der Vermittlung von Wissen und bei der Ausprägung von Handlungsorientierungen spielen können, zu wenig Beachtung erfährt.

Das Phänomen der Normativität der menschlichen Lebensform verstehe ich dabei übrigens so, dass es aus der menschlichen Natur erwächst. Es gehört zur Natur des Menschen, Handlungswesen zu sein, und damit im Stande zu sein, die Natur im Sinne einer Umwelt, (um)zugestalten – die menschliche Natur inklusive. Für diese Gestaltung menschlichen Lebens überall dort, wo Handlungsspielraum gegeben ist, gibt es in aller Regel gute, bessere oder schlechtere, d. i. normative Gründe. Den Handlungsspielraum der Lebensform in dieser Weise auszuloten, nach dem Guten oder nach der richtigen Interpretation des Mensch-Umwelt-Verhältnisses zu suchen, zählt mit zu der Formulierung des menschlichen Selbstverständnisses.

Das jeweils dargebotene Selbstverständnis einer in anthropologischer Absicht gestrickten Geschichte ergibt sich nun aus der Zusammenschau der jeweils für relevant erachteten menschlichen Aktivitäten, die etwas mit (kulturellem, und damit auch: mit wissenschaftlichem) Wissen zu tun haben. Solche Verdichtungen von Wissen sind interessant für die philosophische Anthropologie, insofern diese nach dem Wissen vom Menschen bzw. in pragmatischer Hinsicht nach dem, was der Mensch aus sich machen kann, fragt. Eine der

⁷ David Carr, *Time, Narrative and History*, Bloomington/Indianapolis 1986, S. 20.

wesentlichen Aufgaben dürfte darin bestehen, das technische, mit der Umgestaltung dessen, was zu einem bestimmten Zeitpunkt als Natur verstanden wird, sich ergebende Wissen mit sozialem, bzw. kulturellem Wissen in Einklang zu bringen. (Gelingt dies nicht befinden wir uns nach MacIntyre in einer epistemischen Krise.)

Bestimmte Erzählmuster nun (Vom Fortschritt; Vom Niedergang der Natur; Vom Glück im Jenseits; Vom Glück im Diesseits; Vom Menschen als Krone der Schöpfung; Vom Menschen als des Menschen Wolf; Vom Ende des Menschen etc.) bilden dabei den Kern des kulturellen Selbstverständnisses einer Gesellschaft; und diese stehen zum Teil in Konkurrenz.

Natürlich können wir uns, je nachdem in welchem Maße in diesen Geschichten Wissen vermittelt werden soll oder lebensweltliche Vorurteile perpetuiert werden, irren bzw. uns einer fiktiven Vorstellung hingeben. Die Fallibilität menschlichen Wissens in ein rechtes Verständnis von der Rolle von Narrativen zu integrieren, heißt natürlich auch, als Faktum der menschlichen Perspektive anzuerkennen, dass es Dinge geben kann, die wir nicht kennen, und dass, was wir von den Dingen wissen oder denken wollen, nicht notwendig ihrem vollständigen oder überhaupt ihrem Wesen entsprechen muss. Das betrifft aber Wissen generell und der Punkt, den ich hier nur machen möchte, ist: Die narrative Form verhält sich erst einmal völlig neutral gegenüber dem Wahrheitswert ihres Inhalts. Sich für Erzählungen zu interessieren heißt nicht notwendig sich nicht für Wissen oder Wahrheit zu interessieren.

Um nun aber – mit Joseph Rouse⁸ – zum qualifizierenden Punkt zu kommen: Wenn Teil und Ausdruck der menschlichen Normativität die Teilhabe an der normativen Deutung der menschlichen Lebensform ist, und weil es in diesen Deutungsversuchen wirklich um etwas zu gehen scheint, dürften wir ohne die Annahme eines mit der Lebenswelt in bedeutungsvoller Relation stehenden Realismus nicht umhin kommen. Wir zielen mit unseren Interpretationen auf etwas ab, das wir als wie auch immer grenzwertig gegeben annehmen.

Zusammenfassend: Geschichten per se sind weder wahr noch falsch – sie können beides sein. Als philosophische Gedankenexperimente sollten allerdings nur diejenigen zählen, die sich in realistischer Absicht an der normativen Selbstverständigung der Gesellschaft beteiligen. Realismus heißt hier: dass davon ausgegangen wird, dass wir mit unserem Erkenntnisinteresse auf etwas ausgerichtet sind, was nicht allein durch unsere Erkenntnis konstituiert wird. Es gibt

⁸ Vgl. Joseph Rouse, „Social Practices and Normativity“, in: *Philosophy of Social Sciences* Vol. 37 No. 1, March 2007, insb. S. 50 u. 53.

so etwas wie eine Natur des Menschen, auch wenn diese allein darin besteht, dass das Gros der Lebensfunktionen erst durch die kulturelle Überformung der menschlichen Lebensform instand gehalten werden kann.

II.

Damit komme ich zu meinem zweiten Punkt, den ich eingangs als Frage nach den phänomenologisch zu verstehenden Bedingungen der Funktionsweise von Narrativen angekündigt hatte. Gegeben, dass es sinnvoll erscheint, Wissen an die auf Orientierung angewiesene Lebenswelt anbindungsfähig zu halten – warum könnte oder sollte man versuchen, eine solche Anbindung mit Hilfe von Erzählungen zu leisten, die Wissen über den Menschen in einer kohärenten Zusammenschau rekonstruieren oder projizieren?

Sich mit Erzählungen als Mediationen von Wissen zu befassen, erscheint zunächst dann sinnvoll, wenn angenommen wird, dass Wissen und Wissenschaft in der Konfrontation mit lebensweltlichen Inkohärenzen ihren natürlichen Ursprung haben. Denn in genau solchen, problematischen oder auch wundersamen Situationen scheinen wir uns zunächst einen Überblick dadurch verschaffen zu wollen, dass wir versuchen, uns einen Reim auf die Dinge zu machen; wir versuchen, den Hergang der Dinge zu rekonstruieren und/oder den Fortgang der Dinge zu projizieren. Und dabei scheint unsere lebensweltliche Erfahrung in einer Weise zu operieren, so die These, die die gleiche Form hat wie Narrative.

Diese Isomorphie ergibt sich mit Carr (und im Anschluss an Husserl) aus der Unmöglichkeit, menschliche Erfahrung ohne die Einbeziehung von Vergangenheit und Zukunft zu denken. Dabei ist noch nicht die Einbeziehung von Vergangenheit und Zukunft im Sinne von bewusster Erinnerung (recollection) oder Lebensplan (projection) gemeint, sondern vielmehr eine Art Hintergrund (retention) und Horizont (protention) menschlicher Erfahrung. Es wird uns nahe gelegt, dass menschliche Erfahrung nicht irgendwie auf einem losen, bloßen Strom von Eindrücken aufsattelt; vielmehr scheinen wir als raumzeitlich determinierte Lebewesen mit einem Bewusstsein so ausgestattet zu sein, dass Konfigurationen, die sowohl die kognitive, die konative, wie auch die emotionale Dimension zugleich enthalten, in unserer Erfahrung qua Erfahrung aktiv sind; diese Erfahrungen als noch nicht repräsentierte Erfahrungen, als Episoden unserer Aufmerksamkeit gewissermaßen, beginnen, verlaufen und kommen zu einem Schluss (closure). Durch die temporale Unterlegung unserer Wahrnehmung können wir im Fortgang Handlungen und Ereignisse analog verstehen; und, so die These, wir streben auch nach einer möglichst kohärenten Erfahrung, die ihren Bedeutungsgehalt aus der Verknüpfung von Episoden hin zu umfassenderen Narrativen

gewinnt. Als Menschen sind wir nicht in einem isolierten Sinne in der Gegenwart gefangen; wir verhandeln dort immer schon mit der Zukunft auf der Grundlage der Vergangenheit.

Natürlich endet unsere Ordnung der Dinge nicht in Narrativen: über diesen, abstrahiert davon liegen all diejenigen Denkweisen, die Regeln und Muster eben jener zu systematisieren versuchen. An dieser Stelle gilt es nun auf das Problem des so genannten over-coherent thinkings, oder zu stark auf Kohärenz ausgerichteten Denkens hinzuweisen, das, so die Kritik, vor allem durch die Repräsentation von Sachverhalten in narrativer Form befördert werden kann.

Over-coherent thinking meint nach Gregory Currie und Jon Jureidini⁹ all jene Gewohnheiten des Denkens, die Menschen zu Annahmen bezüglich der Bewusstheit bzw. der Beseeltheit der Welt als Ganzer veranlassen, die mit dem, was wir über die Welt wirklich wissen, nicht viel zu tun hat. Dazu gehören Formen des Anthropomorphismus, genauso wie die Vermutung von Intentionalität und Responsivität der gesamten Welt, Aberglaube, magisches Denken und Formen religiösen Denkens, kurz: all jene Geschichten, die Zusammenhänge dort herstellen, wo sie nicht wirklich gegeben sind.

Diese Neigung, Kohärenz dort herzustellen, wo keine existiert, oder mehr davon anzunehmen, wo weniger gegeben ist, scheint wiederum eine Konstante der menschlichen Natur zu sein. „We have good reason to say that the world does not really exhibit much of this sort of coherence. Yet we have listed many habits of mind which indicate an inclination to find it.“¹⁰

Nehmen wir aber an, wir bleiben uns dieser Problematik gewahr, und nehmen wir weiter an, dass Geschichten nicht wahrheitsverzerrend sein müssen; dann könnten wir echte philosophische Gedankenexperimente dadurch qualifizieren, dass, neben der realistischen Ausrichtung, in ihnen möglichst viel an Wissen enthalten oder zur Reflektion dargeboten werden sollte. Anders gesagt, philosophische Gedankenexperimente mit Blick auf die menschliche Natur sollten nicht bloß nostalgische oder kulturkritische Meinungsdümpeleien seien, sondern auf der Höhe ihrer wissenschaftlichen Zeit. Im Paradigma der philosophischen Anthropologie bedeutet dies, möglicherweise: das Gebot, Wissen aus den Lebenswissenschaften durch kritische Reflektion zu integrieren und zu kommunizieren.

⁹ Vgl. Gregory Currie/Jon Jureidini, „Narrative and Coherence“, in: *Mind & Language* Vol. 19 No. 4 September 2004, S. 409-427.

¹⁰ G. Currie/J. Jureidini, „Narrative and Coherence“, S. 412.

Als letztlich kaum zu unterschätzender Vorteil von Geschichten, wäre noch auf ihre Rolle bei der Ausarbeitung von Plänen, bei der Veranschaulichung von Handlungsmöglichkeiten hinzuweisen. Dabei ist – mit Peter Goldie¹¹ – vor allem die Rolle hypothetischer Imperative hervorzuheben. In hypothetischer Form sind wir in der Lage, Werte zu artikulieren, ohne sie schon zu postulieren, unseren Vorstellungsraum zu erweitern und durch die Integration nicht-präsenter Zeitabschnitte zu einer – vielleicht auch geteilten – Zukunftsperspektive zu gelangen. Je fortgeschrittener, je reichhaltiger die diesen Hypothesen zugrunde liegende Erfahrung ist, so die Idee, desto seltener sollten dann noch Rekonstruktionen nötig sein.

Zusammenfassend zum zweiten Punkt: Unsere Wahrnehmung ist gewissermaßen erzählbar gemustert. Inhalte einer Erzählung können als auf einem Kontinuum von Repräsentation und Wirklichkeit angesiedelt verstanden werden.¹² Geschichten können innerhalb unserer kommunikativen Praxis Wissen und Werte vermitteln und Handlungsmöglichkeiten erproben. In dieser Praxis ist die Aufgabe von Narrativen Verstehen, Bewertung, Kritik und, wo der Gegenstand der Kommunikationen die Zukunft ist, Planung. Entsprechend besteht die Adäquatheit einer Erzählung nicht primär darin, dass reale Sachverhalte wiedergegeben werden, sondern dass im Anschluss an die kommunikativ verfassten Bewertungen einer Situation denkbare Fortentwicklungen erschlossen werden – im Lichte einer gegebenen problematischen oder wunderlichen Situation, die philosophische Aufmerksamkeit verdient.

¹¹ Vgl. Peter Goldie, „Narrative Thinking, Emotion, and Planning“, in: *The Journal of Aesthetics and Art Criticism*, Sonderheft *The Poetics, Aesthetics, and Philosophy of Narrative*, Vol. 67 No. 1 2009, S. 97-106.

¹² Vgl. David Carr, „Narrative and the Real World: An Argument for Continuity“, in: *History and Theory*, Vol. 25 (2), 1986, S. 117-13.

III.

Die pragmatische Bedeutung von Geschichten lässt sich nun hier nur noch andeuten. Der Mensch als zukunftsorientiertes Handlungswesen, handelt auf der Grundlage von Projektionen, Erwartungen und im Lichte bestimmter Erinnerungen, die anschlussfähig an und zum Teil geformt sind durch eine Reihe an kulturell tradierten Erzählungen. In dieser Form funktioniert auch ein Gutteil lebensweltlicher Kommunikation, wenn es darum geht, Wissen zu kontextualisieren und letztlich: Gründe zu veranschaulichen und in Sinnkontexte einzubetten; insofern können bestimmte Formen der narrativen Rekonstruktion von Wissen eine Rolle bei der Erziehung spielen. Narrative sind natürlich überall dort von Bedeutung, wo sie Identität stiften und an der Formierung des kulturellen Gedächtnisses Teil haben.¹³

¹³ Vgl. Martin Kreiswirth, "Merely telling stories? Narratives and Knowledge in the Human Sciences", in: *Poetics Today*, 21 (2), 2000, S. 293-318; Molly Patterson/Kristen Renwick Monroe, "Narrative in Political Science", in: *Annual Review of Political Science*, Vol. 1, 1998, S. 315-331; Lewis P. Hinchman/Sandra K. Hinchman (Hg.), *Memory, Identity, Community. The Idea of Narrative in the Human Sciences*, Albany, NY 2001.

C.

Trotz der genannten Probleme, und diese waren:

1. Unser Bewusstsein allein kann aus dem Inhalt einer Erzählung noch nicht ablesen, ob es sich um eine wahre oder um eine falsche Interpretation einer Situation handelt – in diesem Sinne sind Geschichten epistemologisch betrachtet erst einmal bedeutungslos, sie geben nichts über den Wahrheitsgehalt ihres Inhalts preis.
2. Aufgrund unseres Bedürfnisses nach Kohärenz, kann es dazu kommen, dass wir Orientierung zu starken Vorrang gegenüber Wissen einräumen und wir Zusammenhänge dort herstellen, wo diese weder begründeterweise vorliegen, noch ebensolche in irgendeiner anderen Weise sinnvoll wären, als dieses Bedürfnis zu befriedigen – in diesem Sinne ist unser Bewusstsein zu bedeutungshungrig.

würde ich sagen, dass der Vorzug narrativer Rekonstruktionen und Erweiterungen unseres Selbstverständnisses in ihrem umfassenden, auf Kohärenz ausgerichteten Zuschnitt besteht.

Narrative, die uns normative Interpretationen des Menschen anbieten, die seine wohlverstandene Stellung innerhalb des Naturganzen zu deuten suchen, müssen nicht offensiv mit ethischem Vokabular operieren, nicht als ethische Untersuchung daherkommen. Vielmehr reicht es, wenn in einer Geschichte genug an fundierter Interpretation der *conditio humana* geleistet, genug an realistisch zu verstehenden, ambitionierten Handlungsmöglichkeiten generiert wird, damit sie als „philosophisches Gedankenexperiment“ gelten kann. Dabei sollte man es mit der Kohärenz allerdings nicht übertreiben.

Kurzum und um zum Schluss zu kommen: Unser Bewusstsein hat nun einmal diesen Raum für menschliche Möglichkeiten, der im Leerstand zu einer Art von Unbehagen führen kann, welches uns dazu treibt, ihn mit normativen Interpretationen von uns und unserer Zukunft auszuschnücken, in der starken Hoffnung, damit – irgendwie – ja, richtig zu liegen. Je gelungener diese formuliert sind, desto handlungsmotivierender sind sie letztlich – das aber, das Talent gelungen vom Menschenmöglichen zu denken und zu reden, liegt zum großen Teil jenseits der Philosophie.